



GISELA
STEINHAUER

Der
Schräge Vogel
fängt mehr
als den Wurm!



Von Menschen
mit Mut
zum Neuanfang



W E S T E N D

GISELA STEINHAUER

Der
schräge Vogel
fängt mehr
als den Wurm

Von Menschen
mit Mut zum Neuanfang

WESTEND

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.westendverlag.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-86489-335-3
© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2021
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin
Satz: Publikations Atelier, Dreieich
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

Inhalt

Vorwort	7
Bambi, Bordsteinschwalben und ein tibetischer Lama	14
Sir Hugo – der Ritter aus dem Regenwald	27
Das Schamanen-Auge von Gitano	38
Fritz Roth lebte vom Tod	47
Helpers of Mary statt Mutter Teresa	60
Durstig beim Nobelpreisträger	65
Bembel in Sharm El-Sheikh	74
»Dienen ist meine Passion«	89
Blechbüchsen für die Ewigkeit	98
Der Tod lässt sie kalt	110
The woman with balls	122
Mondgesicht oder: Der Dröhner	131
Hape und das schiefe Schränkchen	137
Lobpreisung im Pool	145
Die wirklich wichtigen Sonntagsfragen	161

Ein Original mit vielen Fälschungen	163
Hochgefühle mit Haifischzähnen	175
Drei Heringe und fünf Kartoffeln – die Kunst der Bewirtung oder: Orientalischer Heringssalat	181
Mit einer Sechs in Französisch zur Nummer eins in Frankreich	187
Röhrens-Ecken	198
Aufruhr in den Zellen	205
Venezianische Doppelhelix	213
Der Sattmacher	222
Lost in Beijing – Glückskeks in Shanghai	228
Yorn: »Tu etwas, was andere nicht tun!«	242
Lebensmüde	249
Filmreife Wechseljahre	259
Schlusswort mit Kästner	263
Dank	267

Vorwort

Wann entscheidet sich, ob man ein Lebensbejaher, ein Lebensverneiner oder ein Lebensvertrödler wird? Wovon hängt es ab, ob ich das Leben als kostbare Leihgabe oder als drückende Last sehe? Oder ganz grundsätzlich: Was soll ich überhaupt mit diesem Leben anfangen, um das ich nicht gebeten habe? Die Frage klingt vielleicht merkwürdig, unbequem, aber sie ist unabweisbar, wenn man am Ende nicht dastehen und sagen will: Mein Leben? Aus Dummheit versemzelt!

Über eine sehr lange Zeit wusste ich selber nicht, was ich wollte und welchen Sinn die ganze Veranstaltung »Leben« haben könnte. Dabei war die Grundausrüstung hervorragend.

Ich wuchs in einem Drei-Generationen-Haus auf. Im Erdgeschoss: vier kleine Zimmer, Küche, Bad, Eltern. Die weibliche Führungskraft bestand zu 100 Prozent aus Herz, mein Vater zu 100 Prozent aus Reiselust. Meine Mutter behauptete hartnäckig, dass Papa von »Zigeunern und Marketenderinnen« abstamme, während mein Vater die Familie meiner Mutter als rheinische Katholiken kennenlernte, die feierten, dass es nur so krachte, und den Dauerzustand der Erbsünde mit drei »Gegrüßet seist du, Maria« aus dem Beichtstuhl fegten.

Im ersten Stock wohnten meine Großeltern väterlicherseits. Meine Oma war äußerst fidel, fit im Fechten, erstklassig beim Skat und eine begeisterte Karnevalistin, die mit ihren Geschwistern an Weiberfastnacht gerne einen draufmachte. Mein

Opa hingegen, Schreinermeister mit Atemnot – aber die Ernte 23 immer griffbereit am Ohr –, schloss an den Karnevalstagen die Werkstatt und unternahm pfeifende (das lag an der Lunge) Spaziergänge auf der Aachener Karlshöhe.

Im zweiten Stock konnten wir vier Kinder uns austoben. Lautstärke: Oft über dem Pegel. Wir teilten alles, auch die Windpocken. Als Jüngste profitierte ich sehr davon, dass mir die älteren Schwestern Steine aus dem Weg räumten: Bahn frei für die Disco ab zwölf Jahren (aber nur in den Sommerferien und nur in Begleitung der Geschwister!), freie Fahrt für Karnevalsfeten in Kneipen ab 14 (aber nur bis zur Unkenntlichkeit verkleidet und mit doppeltem Geleitschutz!), Urlaube an der Nordsee ab 16 ohne Eltern (aber nur mit den älteren Freunden!).

In unseren Zimmern bogen sich die Bücherregale, auf denen auch noch die Schallplattenalben Platz finden mussten, denn Zuhören war meine Passion. Ich konnte noch lange nicht lesen, da war ich schon in der Lage, den Arm unseres kleinen grauen Plattenspielers zu bedienen, die Nadel korrekt auf die erste Rille zu platzieren und mir mithilfe von Hans Paetsch den »kleinen Muck« oder »Kalif Storch« ins Kinderzimmer zu holen. Hans Paetsch, damals der Märchenonkel der Nation, lullte mich mit seiner Stimme wohlig ein und ist für mich einer der größten Hörspiel- und Synchronsprecher. Später als Journalistin hätte ich ihn gerne getroffen, zumal er am gleichen Tag Geburtstag hatte wie ich. Ich hörte beim Zimmeraufräumen die Langspielplatte »Pünktchen und Anton«, erzählt von Erich Kästner, so oft, dass ich noch heute den Anfang auswendig aufsagen kann. Ich hörte die Ariola-Kinderschallplatten mit dem »Froschkönig« und »Märchen aus 1001 Nacht«, samtig-dunkel vorgelesen von Annette von Aretin. Schöne Stimmen begleiteten mich durch meine Kindheit, auch die warme Stimme meiner Mutter. Wenn sie für uns backte, saß ich bei ihr auf einem

Holzschemel an die Küchenwand gelehnt, baumelte mit den Beinen, beobachtete, wie sie den buttrig-schweren Teig für Marmorkuchen in dunkelbraun und hellbeige teilte, hoffte auf die Quirlstange mit Dunkelbraun zum Abschlecken und hörte zu, während Mama von ihrer Kindheit erzählte, auf einem Dorf in der Jülicher Börde, wo für sie nichts richtig schön gewesen war, weil sie sich um ihre acht Geschwister kümmern musste.

Wenn es keinen Kuchen gab, aß ich beim Lesen bergeweise Nuss-Schokolade, und noch heute lege ich mich in düsteren Stunden mit dem zerfledderten *Takatukaland* aufs Sofa, freue mich über die vergilbten Seiten mit den braunen Flecken und träume mich zurück ins Kinderparadies.

Die Großeltern brachten uns Radfahren und Canasta bei; sie hatten als Erste einen Farbfernseher, in dem wir Indianerüberfälle in bunt sehen konnten, und sie waren die ersten Rentner, die in Can Picafort auf Mallorca überwinterten. Wenn wir erkältet waren, bekamen wir heißen Rotwein mit Zucker und Eigelb oder wurden mit Klosterfrau Melisengeist abgeschossen. Wenn Oma uns mit der glühenden Brennschere Locken ondu-lierte, stank die ganze Bude nach verbrannten Haaren. Wenn Opa in der Waschküche Hühner schlachtete, roch der Keller nach Blut und wir Kinder schlichen uns nach dem finalen »Gaak« hinunter, um die letzten Blutspuren, die der Wasser-schlauch nicht erwischt hatte, im Kanal versickern zu sehen.

Unsere Lebensweise, drei Generationen unter einem Dach, darunter zwei ganz normale Ehepaare, nicht geschieden, wurde im Laufe der Jahre zum Auslaufmodell, ist inzwischen aber wieder stärker nachgefragt, weil den Leuten zu viel Scheidung, Patchwork- und Regenbogenfamilie auch nicht mehr passt.

Mein Fundament fürs Leben war also im Prinzip fabelhaft, nur merkte ich das nicht immer. Ich war oft unwirsch, langweilte mich schnell, wenn wieder ein Buch ausgelesen und das

nächste noch nicht in Sicht war. Ständig war ich auf der Suche nach – ja wonach eigentlich? Abwechslung. Highlights. Extremen. Neuen Eindrücken. Erkenntnissen. Leitbildern. Ich war gierig nach Neuem, nach dem Unbekannten. Aus einem ausgeprägten Freiheitsdrang heraus schloss ich mich weder festen Cliques noch Vereinen an. Ich feierte mal mit denen, mal mit diesen, mochte auch die schrägen Vögel und die Unangepassten und fühlte mich in den Kreisen der Lacoste-Pullunder genauso wohl wie bei den Parka-Trägern, die meistens nach Moschus oder Patschuli rochen.

Mein größtes Talent? Zuhören können. Mein zweitgrößtes? Gerne fragen. Ich werde hellwach, wenn Menschen gut erzählen können: Kurioses, Fremdes, Erschreckendes. Und es drängt mich, immer weiter nachzufragen, Menschen zu ergründen, merkwürdige Handlungen zu verstehen, verrückte Ideen zu begreifen, mitzufühlen und mich in andere hineinzusetzen.

Nebenbei: Das alles könnte ich jetzt auch konsequent gendern, aber ich mag diese Großes-Binnen-I-Verrenkungen nicht so gerne und konnte bisher noch nicht davon überzeugt werden, dass Gender-Sternchen Einfluss auf unseren Umgang miteinander haben. Mögliche Lösung: Ich respektiere drollige Sprechpausen, liebe Gender*Innen, und ihr respektiert meine Art zu sprechen.

Wo war ich?

Ach ja: Zuhören und fragen. Das rettete mich aus meiner Planlosigkeit und wurde mein Beruf. In 30 Jahren habe ich für zahlreiche Medien einige Tausend Menschen interviewt – die kurzen Drei-Minüter fürs Radio jetzt mal nicht mitgezählt – und das Verblüffende war: Je mehr Leute und Lebensentwürfe ich kennenlernte, desto mehr dehnte sich mein Fassungsvermögen aus. Ich erfuhr, was alles möglich und lebbar ist. Ich lernte, dass Einsamkeit für den einen eine Qual, für den anderen Glück bedeuten kann; dass Geld dem einen wichtig,

dem anderen völlig egal ist; dass sich fast alles von sehr vielen Seiten betrachten lässt. Das hat mich vorsichtig gemacht. Oft saß ich im Staun-Modus vor meinen Gesprächspartnern, hörte gebannt zu und vergaß, zu urteilen. Ganz sicher, vorschnell zu urteilen.

Von denen, über die ich am meisten gestaunt habe, erzähle ich hier. Ich habe sie in diesem Buch zusammengebracht, weil ich der festen Überzeugung bin, dass der eine oder die andere darunter ist, der oder die vielleicht eine Stütze beim Nachdenken über die Grundfragen sein könnte.

Am Ende werden Sie unter anderem einem Schreiner aus Bochum-Stiepel begegnet sein, der zum Ritter geschlagen wurde; Sie werden die Enkelin vom Bambi-Erfinder Felix Salten kennen, die in Nepal ein Hilfswerk gründete; Sie werden einen U-Boot-Kommandanten getroffen haben, der Schamane wurde; eine Wüstenführerin, die vorher Bembel getöpft hat, und einen Kunstfälscher, bei dem selbst die Oma nicht echt war. Auch er hat mich tief beeindruckt.



»I am here and my monk is with me.«

Der Mönch, der das Eingangsmantra zur Meditation sang, sah aus wie Danny DeVito in Safran. Ein kleiner Mann mit glattrasiertem Schädel, rundem Mondgesicht und eindringlichen dunkelbraunen Augen. Von meinem bordeauxfarbenen Kissen aus verfolgt ich aber vor allem Dannys nackte braune Füße, denn ich saß im Schneidersitz, den Kopf gebeugt, um nachdenken zu können. »Iamhereandmymonkiswithme« leierte Danny.

Die Entscheidung zur Ayurvedakur auf Sri Lanka war genau richtig gewesen. Ölmassagen, bittere Naturmedizin, scharfes Gemüse unter Palmen am Indischen Ozean – noch nie hatte ich mich in so kurzer Zeit so gut erholt.

»Iamhereandmymonkiswithme.« Mönch Danny vom Bentota-Fluss schlurfte bei 35 Grad über den blank gewienerten Betonboden der Dachterrasse, und sein Körpergeruch mischte sich mit dem Duft der süß-herben Räucherstäbchen und des Kokosöls, das eine kleine Flamme vor den drei Mini-Buddhas nährte.

Mir tat das Kreuz weh. Schneidersitz ist nicht meine Spezialität, wie Sitzen überhaupt. Nichts macht mich nervöser, als still zu sitzen, am allerschlimmsten ist es in Konferenzen.

Konferenzen hatte ich in den letzten Monaten beim Radio so oft erlebt, dass ich schon immer ganz hibbelig wurde, wenn es auf 10.00 Uhr zuging, wenn sich die Türen öffneten und viele Kreative an den Konferenztisch traten: Die blitzschnellen Leute vom Sport, menschgewordene Bundesligatabellen, die alle Ergebnisse seit der Erfindung des Fußballs auf dem Schirm hatten; die Wirtschafts-Experten – »Ich erklär euch den Dax

später mal ausführlich« – oder die Kolleginnen von der Kultur, die hoffnungsvoll in die Runde fragten: »Sollen wir was zur Neuinszenierung von *Così fan tutte* machen?« Oft antwortete die Runde: »Och nö. Lass uns lieber eine Höreraktion planen.«

Die Arbeit als Moderatorin für die unterschiedlichsten ARD-Sender und Redaktionen war grandios. Die Stimmung überall fabelhaft. Der Input riesig. Ich arbeitete schnell, gern und viel. Aber zweimal im Jahr große Pause war auch nett.

Danny DeVito, der Buddhist, der im gleichmäßigen Schritt an der Stirnseite des Raumes hin- und herging, hatte uns ermahnt, während der Meditation nicht an die Vergangenheit und nicht an die Zukunft zu denken.

Die Erste, die mir beim absichtslosen Nicht-an-die-Vergangenheit-Denken in den Sinn kam, war Lea Wyler.

Bambi, Bordsteinschwalben und ein tibetischer Lama

»Wenn ihr mir nicht erlaubt, Schauspielerin zu werden, stürze ich mich in die Limmat!«

Schon als Kind hatte Lea Wyler erstens einen ausgeprägten Hang zum Dramatischen und zweitens keine andere Wahl: Ihr Großvater, Felix Salten, war der Erfinder vom scheuen Rehlein Bambi, stand aber gleichzeitig im Ruf, der Verfasser der pikanten Lebensgeschichte von Josefine Mutzenbacher zu sein, »einer Frau voller Lust und Begierde«, wie es im Wien der Kaiserzeit hieß. Lea fühlte sich dem niedlichen Reh so nahe wie der lasterhaften Prostituierten. Sie wollte auf die Bühne, egal ob als unschuldiges Kitz im Weihnachtsmärchen oder als ver-ruchtes Weib.

Ich war auf sie aufmerksam geworden, als ich einen Foto-band über »Frauenräume« durchgeblättert hatte. Darin Porträts von Frauen, die außergewöhnlich waren und sich auch außergewöhnlich eingerichtet hatten: Über Lea Wylers Bett mit einer gold-grün-blau-roten Patchworkdecke spannte sich ein Baldachin aus feinsten Tüchern und Saris, darunter befand sich ein Wandbehang aus Tibet. In ihrem Arbeitszimmer stand hier und da eine Klangschale, es gab Wimpel, Gebetsfähnchen, Räucherwerk und Buddha-Statuen. Im Wohnzimmer-Blumenkübel hockte ein nepalesisches Pärchen aus Holz und blickte sich verliebt an. Auf dem dunkelbraunen Schreibtisch wartete ein Riesenstapel Papier darauf, abgearbeitet zu werden.